

(Nachdruck verboten.)

Herrn Bickendrath's Pensionäre.

24) Roman von O. Eugen Thossan.

Herr Bickendrath beachtete gar nicht, wer es war, der ihn fragte. Er schrie seine grenzenlose Empörung nur so zu seiner eigenen Befreiung in den hallenden Flur hinein.

„Sollte man so was für möglich halten? Dieser Kerl, dieser Schmidt, dieser Bauer! Schleppt er mich da den ganzen Tag umher, von Pontius zu Pilatus, hinter seiner Frau her. Und versichert mir ein über das andere Mal, wenn ich dabei wäre, ginge die Sache vollkommen glatt ab . . . Na, ich danke, glatt! Als wir sie endlich erwischt hatten — das heißt, wir hatten sie eben noch nicht — wir sahen sie nur, und sie sah uns. Fängt das Wesen an zu schreien Hilfe! Feuer! Mörder! alles durcheinander . . . und rennt, was sie die Beine tragen. Mitten in der Straße. Wir hinterher, der alte Schmidt und ich. Mit einem Mal schlägt sie einen Haken wie ein Hase, kommt uns quervor entgegen und will an uns vorbei. Ich springe zur Seite, um sie zu halten — da liegt sie. Die Bisage aufgeschunden, die schwarzen Hosen zerplatzt, der ganze Tag verloren . . . und die Droschke hat er auch noch nicht einmal berappt.“

„Wer? Mein Alter?“ fragt da eine etwas bedipperte Stimme.

„Wo kommen Sie denn her?“

„Wir aus der Erde aufgestiegen, stand Johannes da.“

„Ich denke, Sie sind drüben in der Konkordia!“

„Ja, da war ich auch. Aber . . . es gefiel mir nicht . . . oder eigentlich . . . mir war nicht recht wohl . . .“

„Mir ist auch nicht wohl,“ pfiff ihn da Herr Bickendrath an. Dann trat er ins Wohnzimmer und schlug die Thür krachend hinter sich zu.

Gleich darauf rauschte Frau Bickendrath herein, die von drüben den Wagen hatte halten sehen und nichts Gutes ahnte.

„Was ist denn . . .?“ rief sie außer Athem.

„Ach . . . ein kleines Malheur hat Herr Bickendrath gehabt. Es ist nicht so schlimm. . .“

„War . . .!“

Und sie verschwand ebenfalls im Wohnzimmer.

Fritz schüttelte den Kopf. Es kam ihm vor, als ob die ganze Welt um ihn herum den Kopf verloren hätte. Und eine eigenthümliche Luft schien das Haus zu erfüllen, dick, schwer, drückend, als ob es noch mit Unglücksstoffen geladen wäre, die in jedem Augenblick explodiren könnten.

Langsam stieg er neben Johannes die Treppe hinauf.

„Es war nämlich grauenhaft öde da drüben,“ sagte der.

„Da bin ich einfach weggelaufen. Mir soll einer noch einmal kommen mit dieser Konkordia! Langweilige Spießertitque!“

In Wirklichkeit hatte er sich von Minute zu Minute überflüssiger gefühlt, weil Manni grobartige Triumphe feierte. Man riß sich um sie, lauter respectable ansehnliche junge Leute. Dagegen konnte ein Bemäler nicht aufkommen. Zumal auch ein junger Gymnasiallehrer sich um Manni bemühte, der Dr. Oberländer, Ordinarius der Quinta.

Von wüthender Eifersucht gepeinigt hatte sich Johannes davongestohlen und war gerade recht gekommen, um Herrn Bickendrath's Lobrede auf seinen Alten noch zu genießen. Nichts als Unannehmlichkeiten heute, auf allen Seiten, als ob es einer darauf abgesehen hätte, eine recht verrückte Komödie zusammenzubrauen.

Als Fritze seine Stubenthür öffnen wollte, war sie von innen verriegelt.

„. . . Mann? . . . Emil!“

„Alles still . . .“ „Emil!“

Kein Laut. Und der Bengel war doch drin, daran war kein Zweifel. Von außen abgeschlossen konnte die Thür nicht sein. Denn es existirte gar kein Schlüssel dazu.

„Emil!“

Als noch nichts erfolgte, wurde Fritze ungeduldig und fing an, mit den Fäusten wider die Füllung zu trommeln. Ohne Erfolg. Noch einmal. Und als er diesmal den Wirbel plötzlich jäh abbrach, vernahm er ganz deutlich, wenn auch wie

aus weiter Ferne, Emil's Stimme, die sich in einem unverkennbaren Hohngequäke erging.

Emil lag nämlich im Fenster und sah dem Feuerwerk zu. Er hatte Fritzens Anruf gleich beim ersten Male gehört, aber es war ihm nicht eingefallen, sich zu melden. Er wollte doch nichts von dem seltenen Schauspiel versäumen. Und je stürmischer Fritze wurde, desto mehr verstockte sich Emil's Herz.

Er hatte überhaupt dies Zusammenwohnen mit dem Schloßergesellen satt. Schließlich war seine Bude keine Schlafstelle. Denn seine Bude war es von Anfang an gewesen, ehe Fritze überhaupt vorhanden war. Und er wollte sie wieder für sich allein haben. Sein Vater bezahlte doch nicht dafür, daß er noch einen bei sich beherbergen mußte!

Als Fritze zu trommeln begann, füllte sich der kleine Schädel drinnen mit lustigem Uebermuth. Das machte ihm Spaß. Nur feste! Immer noch einmal! Neäh! Er machte mit seinen Beinen rüchlings spöttische Bewegungen nach der Thür und starb bald vor Vergnügen.

Mit einem Mal erstarb auch draußen der Lärm. Ganz ruhig ertönte Fritzen's Stimme:

„Emil, wenn Du jetzt nicht gutwillig aufmachst, breche ich auf.“

Da in diesem Moment der letzte Buchstabe der transparenten KONKORDIA auf einem Puff erlosch, entschloß sich Emil zu öffnen.

„Warum hast Du abgeriegelt?“

„Ich hatte mir die Füße gewaschen.“

Die Wasserlache ließ diese Behauptung glaubhaft erscheinen.

„Warum hast Du denn nicht gleich aufgemacht?“

Die Ruhe, mit der Fritze seine Fragen stellte, verleitete Emil zu einer Unbesonnenheit.

„Ach, ich will überhaupt von jetzt ab mein Zimmer wieder allein haben.“

Klapp! Schwapp! ging's. Es waren zwei Ohrfeigen, wie sie Emil in seinen schlimmsten Träumen noch nicht befehen hatte.

„Warte, mein Sohn!“ Mit diesen Worten sprang Fritze nach der Ecke, wo sein Stock stand.

Jetzt erst begriff Emil. Entsetzen und Jammer quollen in ihm auf und ein durchdringendes Geschrei ausstoßend, stoh er auf den Korridor. Fritze ihm nach. Noch zweimal fauste der Knüppel dem Flüchtling über die Rückseite, dann hatte er das kleine Thürchen erreicht, das neben der Treppe auf den gesichersten Ort des Hauses führte. Hinein — ratsch! den Nagel vor.

Aufathmend stand Fritze still. Unten wurde es lebendig. Die Wohnstube öffnete sich, Stimmen, Tritte die Treppe herauf. Auch in der Höhle der Schmidt's regte es sich. Bald war die gesammte Bewohnerschaft des Hauses vor dem geheimnißvollen Thürchen vereint. Fritze erzählte mit wenigen Worten. Frau Bickendrath fing an zu jammern.

„Auch das noch! Mühten Sie sich denn gerade diesen Tag ausfinden, wo schon so viel passirt ist?“

Fritze lachte rauh.

„Mir ist noch gar nichts passirt. Ich habe gearbeitet wie jeden Tag und wollte in meine Stube, auch wie jeden Tag. Und was dem kleinen Satan passirt ist, das müßte ihm von Rechtswegen viel öfter passiren. Damit ihm der Gift ausgetrieben wird.“

„Was macht er denn nur da drin?“

„Er will doch ein Zimmer für sich allein haben“, höhnte Fritze.

„Ach Du lieber Gott! . . . Emilchen! . . . So komm doch wieder raus! Er darf Dir nichts mehr thun.“

Todtenstille.

Dann versuchte Herr Bickendrath sein Heil. Alles vergebens.

Johannes rüttelte, Gustel klopfte . . .

Todtenstille.

Allmähig wurde die Sache ängstlich.

„Er wird sich doch nichts zu leide gethan haben?“

„Ach Unsinn, wie soll er denn . . .?“

Ein dumpfes Schweigen lagerte sich mit einem Male über die ganze Sippe. Ein gemeinsamer Gedanke ließ alle Herzen still stehen . . .

Friße stand plötzlich mit einem Stemmeisen vor der Thüre. Er setzte es an . . . krach! . . . die Thür sprang auf — Emilchen stand unversehrt dahinter.
 Mutter Zickendrath nahm ihn in die Arme.
 „Schwindler! Komödiant!“ knirschte Friße.
 Herr Zickendrath aber schoß unvermuthet herum und fauchte Frißen ins Gesicht:
 „Morgen ziehen Sie aus!“
 „Das thu' ich aber ganz gewiß,“ entgegnete Friße ohne die geringste Ueberraschung zu zeigen. Dann begab er sich mit dröhnenden Schritten über den Korridor nach seinem Zimmer. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unterwegs.

Von Anton Tschschow.

(Schluß.)

„Vorläßt Wassiljewna!“
 Wieder ein steiler Aufstieg.
 Aus Noth war sie Lehrerin geworden, ohne eine besondere Neigung zu diesem Beruf zu fühlen, und nie hatte sie über ihren Beruf und den Nutzen der Bildung nachgedacht. Immer hatte es ihr erschienen, daß nicht die Schüler und ihre geistige Entwicklung, sondern die Prüfungen die Hauptsache in ihrer Lehrthätigkeit seien. Und wann sollte sie auch an ihren Beruf, an den Nutzen der Bildung denken? Lehrer, unbemittelte Aerzte und Feldscheerer haben nicht einmal den Trost, zu denken, daß sie einer Idee oder dem Volke dienen, da ihr Kopf beständig mit Gedanken an das tägliche Brot, an Holz, schlechte Wege und Krankheiten angefüllt ist. Ein mühseliges, freudloses Leben! Auf die Dauer ertragen konnten es nur Lastthiere, wie Maria Wassiljewna eins war, die Anderen aber, die lebhaften, nervösen, eindrucksfähigen Menschen, die von ihrem Beruf, von einem Leben im Dienste einer Idee sprachen, ermüdeten bald und wurden fahnenflüchtig.

Semen suchte nach dem trockensten und kürzesten Wege, fuhr bald durch einen Hinterhof, bald über eine Wiese, doch überall stellten sich ihm Hindernisse in den Weg: hier erlaubten die Bauern nicht durchzufahren, jenes Stück Land gehörte dem Popen, hier war keine Durchfahrt gestattet; dann war ein breiter Graben gezogen — fortwährend mußte man kehrt machen.

Sie kamen endlich nach Nishneje Gorodischtsche. Am Gasthof, auf dem schon gedüngten Boden, auf dem noch der Schnee lag, standen Kühen; man verlor große Flaschen mit Del.

Im Gasthofs waren viele Menschen — alles Fuhrleute. Es roch nach Brantwein, nach Tabak und nach Schaffellen. Es wurde laut gesprochen, die Thür krächzte beständig in ihren Angeln. Nebenbei im Laden spielte jemand ohne aufzuhören Harmonika. Maria Wassiljewna trank ihren Thee, am Nebentisch sahen vom Thee und der im Raum herrschenden Schwüle erhitzte Bauern bei Brantwein und Bier.

„Höre, Kusmer!“ erschollen verworrene Stimmen. „Was giebt's! — Swan Dementisch, das kann ich! — Herzej! Paß auf!“

Ein Bauer von unbestimmter Gestalt, mit schwarzem Wärtchen und Bodenmarken, der schon längst angetrunken war, stuzte plötzlich und begann häßlich zu schimpfen.

„Was schimpfst Du da!“ rief ihm Semen ärgerlich zu, der weiter abseits saß. „Siehst Du denn nicht das Fräulein hier?“

„Ein Fräulein?“ äffte ihm jemand nach.

„Alte Krähe!“

„Ich wollte ja nicht . . .“ stammelte der Bauer verlegen. „Verzeihung! Ich bezahle ja meinen Groschen so gut wie das Fräulein . . . Guten Tag!“

„Guten Tag!“ erwiderte die Lehrerin.

„Danke ergebent!“

Maria Wassiljewna trank mit Behagen ihren Thee, wurde selbst so roth wie die Bauern und dachte wieder an den Wächter, an das Holz . . .

„Ach, wart' mal, Bruder!“ lönte es vom benachbarten Tisch herüber. „Das ist ja die Lehrerin aus Wjasowja. Ich kenne sie ja, sie ist ein gutes Mädchen.“

„Ja, ein tüchtiges Mädchen.“

Die Thür schlug auf und zu, man kam und ging. Maria Wassiljewna saß da und dachte immer ein und dasselbe, und der einförmige Sang der Harmonika tönte nebenbei ununterbrochen fort . . . Anfangs spielten die Sonnenstrahlen auf dem Fußboden, dann glitten sie über die Bänke an der Wand entlang immer höher und höher hinauf, bis sie schließlich ganz verschwunden waren. Die Sonne hatte also schon die Mittagshöhe überschritten. Die Bauern rüsteten sich zum Aufbruch. Der Bauer mit dem schwarzen Wärtchen kam etwas schwankend auf Maria Wassiljewna zu und reichte ihr die Hand. Seinem Beispiel folgten die anderen, einer nach dem andern ging dann hinaus, neunmal fiel die Thür ins Schloß.

„Wassiljewna, mach Dich bereit!“ rief Semen.

Sie fuhren wieder, und wieder ging es Schritt vor Schritt.

„Kürzlich ist hier in Nishneje Gorodischtsche eine Schule gebaut

worden,“ erzählte Semen, indem er sich umwandte. „Wieviel Sünden daran hasten!“

„Wie?“

„Man sagt, daß der Vorsikende sich Tausend Rubel in die Tasche gesteckt habe, der Kurator auch Tausend, und der Lehrer Fünfhundert.“

„Die ganze Schule kostet ja nicht mehr als Tausend. Es ist nicht nett, die Menschen zu verleumden, Alter! Das ist ja alles Unsinn!“

„Ich weiß nicht, — ich sage nur, was die Leute sagen.“

Es war klar, daß Semen der Lehrerin nicht glaubte. Die Bauern glaubten ihr überhaupt nicht. Sie meinten immer, daß sie ein zu hohes Gehalt beläme — 21 Rubel monatlich! (Fünf Rubel wären auch genug gewesen) und daß sie den größten Theil des Geldes, das sie von den Schülern für den Wächter und die Heizung einlieferte, für sich behalte. Der Kurator war der gleichen Meinung wie alle Bauern. Er verdiente auch etwas an diesem Holz, erhielt obendrein von den Bauern, hinter dem Rücken der Behörde, ein besonderes Gehalt für sein Kuratoramt.

Endlich war der Wald zu Ende. Jetzt breitete sich bis Wjasowja ebenes Feld aus. Sie hatten nur noch eine kurze Strecke zurückzulegen: zuerst den Fluß und dann den Eisenbahndamm zu überschreiten, dann waren sie in Wjasowja.

„Wohin fährst Du denn?“ fragte Maria Wassiljewna Semen. „Fahre rechts über die Brücke.“

„Warum? Wir kommen auch hier hinüber! Der Fluß ist hier nicht sehr tief.“

„Nimm Dich in Acht! Daß das Pferd nur nicht ertrinkt!“

„Ach was!“

„Da fährst Chanow über die Brücke“, sagt Maria Wassiljewna, als sie in einiger Entfernung das Biergespann erblickt. „Nicht wahr, das ist er doch?“

„Jawohl! Wahrscheinlich hat er den Balwitt nicht zu Hause getroffen. Dieser Schafskopf! Du lieber Gott! Warum ist er denn über die Brücke gefahren! Hier ist es ja um drei Werst näher!“

Sie kamen an den Fluß. Im Sommer war es ein kleines Bächlein, das man leicht überschreiten konnte und das im August gewöhnlich ganz austrodnete, jetzt aber, nach der Ueberfluthung, war es ein reißender, trüber, kalter Fluß von ungefähr sechs Faden Breite. Am Ufer sah man frische Wagenspuren — man war also hier durchgefahren.

„Vorwärts!“ rief Semen ärgerlich, indem er stark die Zügel anzog und mit den Ellenbogen schlug, wie ein Vogel mit seinen Flügeln. „Vorwärts!“

Das Pferd versank bis zum Bauch im Wasser und blieb stehen. Alle Kräfte anspannend ging es dann weiter. Maria Wassiljewna fühlte Kälte an den Füßen. „Vorwärts!“ rief auch sie, indem sie sich erhob. „Vorwärts!“

Sie erreichten das Ufer.

Semen rücte das Geschirr zurecht und brummte etwas in den Bart. Maria Wassiljewna's Gummischuhe und Stiefel waren voll Wasser, der Rand des Kleides und des Pelzes und der eine Kermel waren so naß, daß das Wasser in Strömen von ihnen herabfloß. Der Zuder und das Mehl waren feucht geworden — das war am allerärgerlichsten, und, verzweiflungsvoll die Hände erhebend, sagte Maria Wassiljewna nur:

„Ach Semen, Semen! Was bist Du wirklich für einer!“

Der Schlagbaum war herabgelassen, als sie an den Eisenbahndamm kamen, der Kourierzug wurde erwartet. Maria Wassiljewna stand an der Ueberfahrt und wartete, bis er vorübergefahren sein würde. Sie bebte vor Kälte. Man konnte Wjasowja schon sehen, die Schule mit dem grünen Dach und die Kirche, deren Kreuz in der Abendsonne funkelte. Die Fenster des Stationsgebäudes funkelten auch, rosa Rauchwölkchen stiegen aus der Lokomotive. . . . Ihr schien es, als ob alles vor Kälte zitterte.

Da hielt der Zug. In den Fenstern spiegelte sich die Sonne so leuchtend, wie auf den Kreuzen der Kirche. Der Anblick that fast den Augen weh. Auf dem Perron eines Wagens erster Klasse stand eine Dame und Maria Wassiljewna streifte sie mit ihrem Blick. Die Mutter! Was für eine Aehnlichkeit! Die Mutter hatte auch so volles Haar gehabt, dieselbe Stirn, dieselbe Kopfbewegung. Und zum ersten Mal in all den langen Jahren stellte sie sich lebhaft, mit greifbarer Deutlichkeit die Mutter vor, und dann den Vater, den Bruder, die Wohnung in Moskau, das Aquarium mit den Fischen, kurz alles, bis auf die geringste Kleinigkeit. Sie glaubte plötzlich Klavierspiel zu hören, die Stimme des Vaters zu vernehmen, sie fühlte sich wie damals jung und hübsch. — Ihr war, als sei sie in einem freundlichen, warmen Zimmer, im Kreise der Ahrigen. — Ein Gefühl der Freude und des Glücks überkam sie — vor Entzücken preßte sie die Hände an die Schläfen und flüsterte zärtlich, flehentlich:

„Mutter!“

Sie weinte — warum, wußte sie nicht.

In diesem Augenblick kam gerade Chanow vorübergefahren und als sie ihn erblickte, empfand sie ein nie geahntes Glück, — sie lächelte, nickte ihm zu und glaubte, daß am Himmel, in den Fenstern, auf allen Bäumen ihr Glück leuchte und ihr Triumph. . . . Ja, Vater und Mutter waren gänzlich gestorben, niemals war sie Lehrerin gewesen, — das war alles ein langer, schwerer, sonderbarer Traum, und nun war sie erwacht. . . .

„Wassiljewna, steig ein!“
Und plötzlich war Alles verschwunden. — Langsam hob sich der Schlagbaum. Maria Wassiljewna setzte sich bebend, vor Kälte erstarrt in den Wagen. Das Biergepöhl fuhr über den Eisenbahndamm, hinter ihm her fuhr Samen . . . Der Aufseher zog die Mütze.

„Da ist Wjasowja. — Wir sind am Ziel.“ —

Kleines Revuekon.

—d. Der Lockvogel. Die Tafel wurde aufgehoben. Lachend und scherzend standen die Maskirten auf und traten an die Seiten des hell erleuchteten Saales. Die Kellner legten die Tische zusammen und hoben sie hinaus. Mit großen Besen wurden die Stablonsonnensapseln und Papierblumen, sowie die verspielten Zuckersüße aufgefegt.

In die ruhigen Gruppen kam plötzlich Bewegung. Eine Bacchantin lief durch die übereinandergestapelten Stühle einem Jakobiner nach. Er hielt in seinen Händen einen goldgelben Ball hoch über seinem Kopf und schrie: „Ich habe ihn! Ich habe ihn! Mir gehört die Bacchantin!“

Sie zog ihr leichtes Kleid fest und haschte nach ihm: „Meinen Ball will ich! Meine Melone!“

„Ha, sie läßt mir sogar schon nach!“ rief er aus.

Da hatte sie ihn am Nackzipfel erwischt. Und er ließ sich gern fangen. War sie doch das schönste Mädchen unter allen. Zwar schon etwas reif und voll, aber er liebte das Reife. Außerdem war sie ja auch die Tochter des Fabrikanten Lederer. Es war doch gewiß eine große Bevorzugung, als junger Student vor ihr so ausgezeichnet zu werden! Und — man konnte gar nicht wissen . . .

Sie hatte denn auch richtig seinen Arm genommen und spazierte mit ihm an den Gruppen vorbei. Wie er sich in die Brust warf. So ein Mädchen! Diese weißen, vollen Arme, dieser weiße glatte Nacken!

Die Musiker saßen wieder auf dem Podium und stimmten ihre Instrumente. Mehrere Reihen jüngerer Leute zogen im Saal umher, auf den Beginn des ersten Tanzes mit immerem Fieber wartend.

Er ging mit seiner Bacchantin immer noch allein. Na, das mußte doch auffallen! Besonderen Spaß machte es ihm, an ihrem Tisch herrn vorbei zu gehen. Das war ein Geschäftsfreund ihres Vaters, noch in heirathsfähigem Alter; zwar schon ein bißchen zu voll, wie der Student bei sich dachte — aber die Eltern der Bacchantin schienen es gern zu sehen, wenn sie diesen überreifen Mann mehr beachtet hätte, als ihn. Der alte Lederer runzelte ärgerlich seine Stirn. Auch der Geschäftsfreund, im Kostüm eines Ritters, verzog das Gesicht.

Ja, die Bacchantin war eben zu feinfühlig für den. Sie ging lieber mit ihm, dem jungen Studenten. Und vor Freude drückte er ihren Arm.

Sie lächelte. — Plötzlich schlug sie mit ihrem Stab den großen Ball aus seiner Hand. Er flog in die Nähe des Ritters. Der stürzte auf den Ball zu, der Student auch. Doch erwischte ihn keiner. Sie kamen zu gleicher Zeit beim Ball an, bildeten sich — und hielten sich gegenseitig von ihm ab. Erst stieß ihn der Eine mit dem Fuß weiter, dann der Andere. Zuletzt schlug ihn die Bacchantin wieder hoch: „Wer ihn fängt, mit dem tanze ich!“

Beide liefen hinter her. Da gab sie dem Ball abermals einen Schlag, daß er dem Ritter in die Hände flog.

Sie nahm seinen Arm und lächelte dem Andern bedauernd zu. . . Als der erste Tanz vorüber war, wollte der Student sie auffordern. Doch da fing der alte Lederer auf einen Stuhl und verkündete, daß sich seine Tochter soeben mit seinem Geschäftsfreunde verlobt habe.

Der Lockvogel hatte seinen Dienst gelhan. —

Theater.

Im Berliner Theater, wo Wildenbruch mit seinen Heinrich-Drangöben so lebhafte Siege erfochten hatte, wurde am Dienstag Wildenbruch's neuestes Trauerspiel „Gewitternacht“ zum ersten Male gegeben. Nach dem Titel mußte man diesmal keine Historie erwarten. Wildenbruch, der stramm Preussische, blieb aber neuerdings in die gewohnte schmetternde Trompete. In die Zeit der schlesischen Kriege sätzt das Drama, eine Verherrlichung des Preußengeistes und seines steghaften Vorlämpfers, Friedrichs II., der aber nicht in Person auf die Bühne kommt. — Ihm wird das stöckig gewordene, vermorschende alte Deutschland entgegengehalten, ganz besonders in der sardanapalisch-lüppigen Hofhaltung zu Dresden, mit ihrem spitzbüßigen Minister Brühl, der von Maria Theresia bestochen wird, mit ihren verübten Weibern und liberalen Männern. Nur eine Gestalt hebt sich da energisch hervor, das ist die Gestalt der Habsburgerin Maria Josepha, der Gemahlin des Königs Friedrich August. Freilich thut auch sie hernach weichenhaft verlobt wie ein Bäckfischchen etwa mit dem großen Herzen und dem winzigen Hirn. Diese Dame ist um der poetischen Gerechtigkeit willen da; derlei Figuren sollen die Objektivität des Dichters erweisen; das macht sich immer hübsch. Unter den Verkommenen muß es immer auch einen Gerechten geben, wie es im prassenden und prahlerischen Heeresgefolge des Lothringers

den tapferen, redenhaften Obersten Schönberg giebt, der in der gewitterhangen Nacht vor Hohenfriedberg deutlich erkennt, daß er sammt den Seinen in den Tod geht. In diesen Szenen, in denen sich soldatisches Pathos und empfindsame Melancholie mit einander vereinigen und in denen die preussisch-patriotische Phrase dröhnend erklingt, wurde das Publikum wärmer, und es kam zu demonstrativem Beifall. Im Allgemeinen hatte Wildenbruch diesmal sein Spiel nicht gewonnen. Vielleicht gerade darum, weil er es verfeinern wollte. Ihn lodte die doppelte Aufgabe: einmal die Kontraste zwischen dem Haus Oesterreich und dem jungen „Abler Fritz“ scharf zu beleuchten. Aber dies wird nicht durch direkte Bühnenbilder offenbar, wie in den englisch-französischen Lagerzügen vor Azincourt bei Shakespeare (Heinrich V.), sondern es wird durch Vorkästen, Meldungen und Erzählungen klar gemacht. Ferner wollte Wildenbruch an einem psychologischen Doppelfall darthun, wie das Alte und Kraule, wenn es stürzt, auch edle Naturen mit sich reiße. Da ist der junge Baron Waltram in Schlesien, ein Edelmann vom Wirbel bis zur Sohle. Nur hat er den Genius Friedrichs verkannt, der sich sein höheres Recht neu schafft, und hält sich zu Maria Theresien, deren altes Recht gekränkt worden war. Er huldigt dem Sieger nicht, sondern verläßt Heimath, Haus und Hof und nimmt in Sachsen Dienste. In der verhängnißvollen Nacht vor Hohenfriedberg erkennt auch er, welcher tragischen Donquixoterie er nachgehungen und wie er ihr zu Liebe sich zwischen seine Schwester und deren heißgeliebten preussischen Major Winterfeld gestellt habe!

Leider ist gerade der Versuch im Psychologischen arg mißglückt und grobschlächtig gerathen. Das braust auf und geberdet sich manchmal, wie im „historischen“ Sensationsroman. Zumal Fräulein v. Waltram spricht und fühlt allzeit fortissimo. Das fällt endlich auf die Nerven.

Ein Fräulein Schubert als Gast that nichts dazu, um hier zu mildern und zu dämpfen. Im Gegentheil. Sie suchte das Exzentrische noch zu überspannen. Das Aufbringliche solcher Spielweise wurde noch fühlbarer durch die reinlichere, zurückhaltende Manier des Herrn Sommerstorff (Fehr. v. Waltram). Seinen besonderen Applaus holte sich Herr Pittschau (Oberst Schönberg), der den Ton für den gemüthvollen Haudegen allzusehr traf. Auch Frau Frauenborfer (Maria Josepha) blieb gemessen, menschlich warm und das in einer Rolle, die leicht zu starrer Grandezza verführen kann. Alles in Allem trägt also nicht die Schauspielerei die Hauptschuld an dem unerquicklichen Verlauf des Abends. Fast scheint es, als wäre man der dröhnend-prahlerischen Manier Wildenbruch's selbst im Berliner Theater müde geworden. —

Völkerrunde.

— Ueber indisches Frauenleben hielt der Missionar Th. Schreve in Dresden einen Vortrag, in dem er nach einem Bericht des „Dresdener Journal“ etwa Folgendes ausführte: Die Lage der Frauen in Indien ist heute noch fast dieselbe, wie vor hundert Jahren, weil es die Religion und die Sitte verlangt, daß die Frauen in dieser Stellung bleiben. Die heiligen Lehrbücher der Hindu lehren die Mißachtung, ja sogar die Verachtung der Frau. So schreiben sie z. B.: „Was ist grausam? Das Herz der Schlange. Was ist grausamer? Das Herz des Weibes. Was ist am grausamsten? Das Herz der Wittve, und was ist das Thor zur Hölle? Die Frau.“ Eine eigenthümliche Einrichtung ist die Kinderheirath. Die Mädchen werden im zarten Alter von 9 Monaten bis zu 10 Jahren an Knaben von 6 bis 16 Jahren durch Wechsel ihrer beiderseitigen Eltern verheirathet. Sie werden dann in der Regel den Eltern des Mannes übergeben, welche die jungen Eheleute zusammen erziehen. Es kommt auch häufig vor, daß ein Mann von 60 Jahren ein Mädchen von 8 Jahren heirathet. Diese Sitte ist 500 Jahre älter, als die christliche Aera und noch heute besteht sie. Sie ist neuerdings nur durch die britische Regierung insofern geregelt worden, als das gesetzliche Alter auf das zwölfte Lebensjahr festgesetzt wurde. Diese Regelung hat aber auch nur den praktischen Erfolg, daß eine früher geschlossene Ehe anfechtbar ist, d. h. sie ist giltig geschlossen, aber die Ehefrau hat das Recht, sich an die Gerichte zu wenden und Auflösung der Ehe zu verlangen, falls der Mann sie zwingen will, zu ihm zu kommen. Es steht also in einem solchen Falle, der auch heute noch häufig genug vorkommen wird, lediglich in dem Belieben der Frau, ob sie dem Wunsche ihres Mannes folgen will oder nicht. Sie wird aber diesen Wunsch auch heute noch selbst dann erfüllen, wenn sie keine besondere Reigung hat, ihre Lage zu verändern, weil sie im entgegengesetzten Falle die Auslöschung aus der Familie und ihrer ganzen Sippe befürchten muß. Das Hindugesetz kennt auch keine Ehescheidung für die Frau. Der Mann dagegen kann seine Frau beliebig verlassen, er kann sie wegschicken und sie vollkommen ohne Mittel lassen und sich dann wieder verheirathen. Niemand hindert ihn daran. Kinderlosigkeit gilt in Indien als Schande. Infolge dessen geloben die Frauen dem Gotte Schiwa-Gallet häufig ihr erstgeborenes Mädchen, weil sie glauben, daß sie damit mit Kindern gesegnet werden. Ein solches Mädchen darf nie heirathen, sondern muß schon in früher Jugend an der Säule des Gözen Kandowla Nachts betwachen halten, die hauptsächlich in dem Vorlesen aus unsittlichen Schriften bestehen. Sie ist insofern dessen der Schande preisgegeben. Am schlimmsten aber ergeht es den Wittven. Durch das Gesetz eines Generalgouverneurs ist zwar bereits im Jahre 1829 die Sitte aufgehoben worden, wonach die Wittve den Scheiterhaufen ihres Ehemannes besteigen sollte, um sich mit ihm

verbrennen zu lassen. Es sind aber noch im Jahre 1880 Fälle von Verbrennungen der Wittve vorgekommen, weil unter den Hindus der Aberglaube herrscht, daß im Falle der Verbrennung eine Wittve 350 Millionen Jahre mit ihrem Manne im Paradiese lebe und ihre Familie bis ins siebente Glied gesegnet würde. Trotz der Abschaffung der Verbrennung der Wittve ist ihre Lage keine wesentlich bessere geworden. Denn Wittwenhaftigkeit wird als Schande angesehen, als Strafe für im früheren Leben begangene Sünde. Eine Wittve wird, bevor die Leiche ihres Ehemannes von dem getragen wird, ihres Haarschmuckes beraubt, sie bekommt nur eine Mahlzeit am Tage, muß alle Schmucksachen ablegen und ein härenes Gewand tragen. Sie gilt auch als unrein und wird von allen gemieden. Hier von sind auch die Kinder nicht ausgenommen, die das Unglück haben, Wittve zu werden, bevor sie noch ihrem Manne in sein Haus gefolgt sind. Ihr ganzes Leben wird durch diese Thatfache vernichtet. Schon dem Kinde wird von den Geiseln zugerufen: „Wui, Du bist unrein.“ Klüchtet sich dann das Kind weinend in die Arme seiner Mutter, so findet es auch hier nur selten Trost. Auch die eigene Mutter schilt das Kind zur Strafe dafür, daß es Wittve geworden ist! Noch heute existirt unter den Hindus für die Wittven das Verbot der Wiederverheirathung. Zwar hat ein englischer Gouverneur das Wiederverheirathungs-Gesetz eingeführt, aber diese Maßregel ist durch die Hindus wieder illusorisch gemacht worden. Denn heirathet ein Mann eine Wittve, so verliert er nicht nur sein Eigenthum, sondern er wird auch von seiner Familie und seiner Sippe ausgestoßen, darf keine Kirche mehr besuchen, aus einem öffentlichen Brunnen kein Wasser schöpfen zc., kurz, er gilt als geächtet. So ist es zu erklären, daß es in Indien 22 Millionen Wittven giebt, und daß von diesen weit über die Hälfte noch dem Kindesalter angehört. —

Geographisches.

ss. Ueber eine Forschungsreise im Altai-Gebirge berichtete Elwes in London vor der dortigen Limbischen Gesellschaft. Die Reise begann in Moskau und ging vom Ural über Omsk nach dem Obisflusse und dann durch eine unendliche und eintönige Steppe nach Biisk, wo die Sammelthätigkeit des Forschers begann. Das eigentliche Ziel war das Thal der Jenisei-Quelle, das spärlich bewohnt und sogar den Russen noch fast unbekannt ist. Elwes beobachtete etwa zweihundert Schmetterlingsarten in jenem Gebiete, von denen er etwa 180 in seinen Besitz brachte, außerdem 80 Arten von Moiten. Die Pflanzenwelt des Thales ist durch russische Forschungen schon im Allgemeinen bekannt; daher sammelte Elwes nur die Pflanzen eines kleineren, besonders eigenartigen Thales, doch verlor er den größten Theil dieser Sammlung. Besonders überraschte ihn die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Alpenpflanzen in gewissen sumpfigen Thälern von 2000 bis 2500 Metern Meereshöhe. Auffallend war das gänzliche Fehlen von Torfpflanzen und von Farne. Von dem Plateau der Tschuja-Steppe ging Elwes südlich in das Hochgebirge, wo er vornehmlich nach dem von dem berühmten Pallas entdeckten wilden Schafe forschte; in der That brachte er drei Exemplare davon in seinem Besitz. Jagdbare Vögel sah er selten, doch fand er zuweilen in Höhen von gegen 3000 Metern den altaiischen Fasan, dessen nächste Verwandte im Himalaya und im Kaukasus leben. In denselben Gebieten war der sibirische Steinbock häufig. In der Umgebung der Bergseen nistete ein der neuen europäischen Samente verwandter Wasservogel. Der große im Altai vorkommende Hirsch ist wahrscheinlich eine asiatische Abart des bekannten Wapiti, dessen Geviß eine auffallend lange vierte Gade hat und dieselbe eigenhümlich zurückgebogene Gade an der Spitze, die die genannte amerikanische Hirschart auszeichnet und beim europäischen Rothwild nicht vorkommt. Endlich zeigte Elwes eine Reihe von sibirischen Rehköpfen vor, um deren Verschiedenheit von den Köpfen des europäischen Rehzes zu erweisen. —

Technisches.

Der größte Hebelkrahm der Welt. Um den in letzter Zeit sehr gewachsenen Anforderungen infolge der stetig größer werdenden Abmessungen von Kriegs- und Handelsschiffen Rechnung tragen zu können, nahm vor etwa zwei Jahren die Schiffswerft von Blohm u. Voß in Hamburg die Neuanschaffung eines großen Quaitrahnes zur Montage der Schiffstessel, Maschinen, Masten u. s. w. in Aussicht. Die Erwägungen, welches der bestehenden Systeme in Anwendung zu bringen sei, führten schließlich zur Anlage eines sogenannten Derrick-Krahns, welcher den gestellten Anforderungen am besten entsprach und außerdem den großen Vorzug außerordentlich geringen Platzbedürfnisses hatte. Der Bau des Krahns wurde seitens der Firma der Duisburger Maschinenbau-Aktiengesellschaft übertragen, welche für die Berechnung und Ausführung der umfangreichen Eisenkonstruktionen die Mitwirkung der Gesellschaft Hartort in Duisburg veranlaßte. In der Zeit vom 1. April 1897, wo mit der Anfertigung der Zeichnungen begonnen wurde, bis zum 27. Oktober v. J., wo der Krahm zum ersten Male in Thätigkeit trat, wurde das Werk vollständig zu Ende geführt, so daß Konstruktion, Bau und Montage den geringen Zeitraum von nur 19 Monaten erforderten.

Der Krahm ist nach einer Mittheilung der „Technischen Rundschau“ im Stande, Lasten bis zu 150 000 Kilogramm zu heben, was dem Gewicht von drei bis vier Güterzugs-Lokomotiven entspricht.

Da aber nicht immer so große Lasten zu bewältigen sind, hat man den Krahm mit zwei getrennten Hebewerken und Flaschenzügen für Tragfähigkeiten von 100 000 und 50 000 Kilogramm versehen. Jedes Hebewerk ist wiederum für zwei Lastabstufungen eingerichtet, wodurch für die verschiedenen Lasten folgende Geschwindigkeiten erzielt werden:

1. Großes Bindewerk: Heben von Lasten bis 50 000 Kilogramm gleich 2,6 Meter in einer Minute, über 50 bis 100 000 Kilogramm gleich 1,3 Meter in einer Minute.

2. Kleines Bindewerk: Heben von Lasten bis 10 000 Kilogramm gleich 12 Meter in einer Minute, über 10 bis 50 000 Kilogramm gleich 4 Meter in einer Minute.

Beide Hebewerke werden durch eine gemeinschaftliche Zwillingsdampfmaschine von 240 resp. 450 Millimeter Hub mit Klugscher Umsteuerung in Gang gebracht. Um einen möglichst großen Wirkungsgrad zu erzielen, sind Schneckengetriebe vollständig vermieden, tonische Räder sind nur in beschränkter Zahl verwendet, dagegen die schnelllaufenden Stirnräder mit gefrästen Zähnen versehen. Ferner sind für das die Lasten tragende Stahlrohrseil Trommeln und Rollen von besonders großem Durchmesser in Anwendung gekommen. Die Ausstattung des Krahns ist keine feste, sie kann vielmehr vom Führerstand aus mittels eines Bindewerkes mit angehängter Last beliebig geschwenkt und gehoben werden. Zu diesem Zweck ist der obere Theil des Krahns um einen Bolzen drehbar, während die horizontale Drehung des ganzen Auslegers um zwei Zapfen erfolgt, welche von einer besonderen Gerüstkonstruktion mit dreieckiger Form getragen werden.

Wie erstaunlich leicht der ganze riesige Mechanismus funktioniert, geht schon daraus hervor, daß zur Bedienung des Krahns nur ein einziger Maschinist nöthig ist. Derselbe befindet sich in einem eisernen, in der Höhe von etwa 7 Meter über dem Fußboden im vorderen Theil des Auslegers angebrachten Schutzhause, das gleichzeitig dazu dient, die Dampfmaschinen sowie die sonstigen empfindlicheren Maschinenteile gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Zahlreiche Fenster ermöglichen überall hin den Ausblick ins Freie. Seit seiner Aufstellung ist der Krahm in ununterbrochenem Betrieb und funktioniert tadellos. —

Humoristisches.

— Vosshaft. A.: „Der Komponist Diebler schreibt jetzt nicht mehr allein?“

B.: „Nein, er hat jetzt einen Komplizen.“ —

— Sonderbarer Wunsch. Professor (zu seiner ihm soeben angetrauten, beim Abschiede von ihrer Mutter in Schmerz aufgelösten Gattin): „Emma sei ein Mann!“

— Er weiß sich zu helfen. Sepp: „Aber Toni, was ist denn das für a närrische neue Mod', Bier aus 'm Goldfischglas zu trinken?“

Toni: „Ja weißt, Sepp, der Arzt hat mir nach meiner Krankheit ein Glas Bier erlaubt, und da hab' i a möglichst großes Glas aus'g'sucht.“ —

Notizen.

— Julius Türk hat den Roman „Kraft“ von Fritz Mauthner dramatisirt. Das Schauspiel soll schon am 7. Februar im „Neuen Theater“ zur Aufführung gelangen. —

— Im Berliner Theater wird Ibsen's „Hausmeister Solness“ vorbereitet. Die Titelrolle hat Ludwig Stahl. —

— Siegfried Wagner's Oper „Der Wärendhäuter“, die in München und Leipzig mit großem Erfolge aufgeführt worden ist, soll Mitte März auch in der Wiener Hofoper in Szene gehen. —

t. Der zweite Sohn von Charles Darwin, Professor George Howard Darwin, ist zum Vorsitzenden der Astronomischen Gesellschaft in London erwählt worden. Er hat sich neben astronomischen Untersuchungen besonders durch wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der physischen Erdkunde ausgezeichnet. —

— Zwei englische Blumenzüchter haben bei einer Reise im Gebiet des Sikkim-Himalaya eine große Anzahl neuer Pflanzen, darunter besonders prächtige Orchideen, gefunden. —

— Der bekannte Geigenbauer von Mittenwald, Johann Neiter, ist gestorben. —

— Gegen den Professor Schenk, den Erfinder der Schenk'schen Theorie über Knaben und Mädchen, hat nach der „Königlichen Ztg.“ der Senat der Universität Wien Disziplinär-Untersuchung wegen seiner Zeitungs-Kelame eingeleitet. —

— Aus Orizaba (Mexiko) theilt der „Frankfurter Zeitung“ ein Leser mit, er habe auf der Poststation einige Delgemälde, die er mit sich führte, nach dem Gewicht bezollen müssen. —